Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 220. Dienstag den 1. Mai 1894. 88. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen.

Sparcasse Liebertwolkwitz.
Unter Garantie der Gemeinde.
Reserven: 361,107 ℳ 95 ₰.
Sparverkehr vom 1. Januar bis 30. April 1894:
4864 Einzahlungen im Betrage von 504,320 ℳ 26 ₰,
4395 Rückzahlungen „ „ „ 457,220 „ 80 „
Verzinsung der Einlagen mit 3½ Procent.
Expeditionszeit: **Montags** und **Donnerstags**.
Die **Zweiggeschäftsstelle Stötteritz** ertheilt jeden Donnerstag, Nachmittags von 5—7 Uhr, und die **Zweiggeschäftsstelle Paunsdorf** jeden Montag und Donnerstag, Nachmittags von 3—6 Uhr.
Sparcassen-Verwaltung.
Dyck, Dir.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 1. Mai.

Unser **handelspolitisches Verhältniß zu Spanien** ist seit Abschluß des neuen Handelsvertrags wahrhaft einzig in seiner Art. Der Vertrag ist am 8. August 1893 abgeschlossen und es ist an demselben Tage zwischen den Contrahenten eine Erklärung vereinbart worden, nach welcher er sobald als möglich den betreffenden Parlamenten beider Länder zur Genehmigung vorgelegt und die Ratificationen spätestens am 31. December 1893 ausgetauscht werden sollten. Demgemäß ist die Vorlage an den deutschen Reichstag sofort bei dessen Zusammentritt im November erfolgt, und derselbe hat sich beeilt, den Vertrag anzunehmen, damit die vereinbarte Ratificationsfrist eingehalten werden könne. Die spanische Regierung dagegen erklärte in der zweiten Hälfte des December, daß die Cortes wegen Erkrankung des spanischen Ministerpräsidenten im December nicht mehr zusammentreten könnten, also die Möglichkeit des Austausches der Ratificationen zu dem verabredeten Termine ausgeschlossen sei. Auf ihren Wunsch wurde die Frist bis zum 31. Januar 1894 verlängert und für diese Zeit ein neues Zollprovisorium vereinbart. Allein der 31. Januar kam heran, ohne daß die Einberufung der Cortes erfolgt wäre, und man fand für zweckmäßig, eine abermalige Verlängerung bis zum 31. März vorzunehmen, in der Voraussetzung, daß bis dahin die Durchberathung des Vertrages in den Cortes werde erfolgen können. Aber schon Anfang März war klar, daß auch dieser Termin nicht eingehalten werden würde, da die Berufung der Cortes erst für die letzte Märzwoche in Aussicht stand. Auf Antrag der spanischen Regierung wurde das Provisorium nochmals bis zum 15. Mai verlängert, bis zu welchem Zeitpuncte die Durchberathung des Vertrages „nunmehr mit Bestimmtheit" angenommen wurde. Jetzt naht der 15. Mai heran, und von Tage zu Tage wächst die Wahrscheinlichkeit, daß bis dahin die Entscheidung der Cortes nicht gefallen sein wird. Wenn im gewöhnlichen Leben ein Contrahent seinen Mitcontrahenten derart behandelte, so würde man stark versucht sein, ihm nachzusagen, daß er den Andern zum Besten habe. Entspricht es der Würde des deutschen Reiches, sich von Spanien noch ferner in dieser Weise hinhalten zu lassen? Zum mindesten müßten doch ganz andere materielle Interessen auf dem Spiele stehen, als es thatsächlich der Fall ist, um eine derartige Behandlung erträglich erscheinen zu lassen. Ueber die Vortheile, welche der Handelsvertrag uns bietet, gehen die Ansichten bekanntlich auseinander; darüber aber ist kaum ein Zweifel, daß von dem Provisorium Spanien, seit ihm vom 1. Januar ab unser ermäßigter Weinzoll in vollem Umfange zu gute kommt, einen größeren Nutzen hat, als wir. Eine nochmalige Verlängerung des Provisoriums würde demnach zum mindesten nicht zur Beschleunigung der Erledigung des Vertrages in den Cortes beitragen. Indeß, die volle Tragweite der Ablehnung eines etwanigen neuen Antrags der spanischen Regierung auf Verlängerung zu ermessen, ist natürlich nur die Leitung unseres Auswärtigen Amtes im Stande. Sollte sie die Verantwortung für das Eintreten eines vertragslosen Zustandes nicht glauben übernehmen zu können, so würde, wie die Dinge liegen, ein abermaliges Provisorium ins Auge gefaßt werden müssen. Mit Bestimmtheit muß aber erwartet werden, daß ein solches nicht ohne vorherige Zustimmung des Reichstages eintreten würde. Der Umstand, daß die Inkraftsetzung des Provisoriums vom 1. Januar unter Vorbehalt der nachträglichen Zustimmung des Reichstags keine tadelnde Kritik von parlamentarischer Seite erfahren hat, kann weder von der Regierung als ein die Wiederholung eines derartigen gesetzwidrigen Vorgehens deckender Präcedenzfall angeführt werden, noch darf er von der Forderung zurückhalten, daß das verfassungsmäßige Recht des Reichstags unter allen Umständen, ohne Ansehung des Falles, gewahrt werden muß. Eine plötzliche Einberufung des Reichstages um des spanischen Handelsprovisoriums willen wäre allerdings eine bittere Ueberraschung. Aber wenn die Regierung unter dem Fürsten Bismarck sich aus dem gleichen Anlaß zweimal hat entschließen müssen, den Reichstag mitten im Sommer zu berufen, so dürfte wohl auch die gegenwärtige Regierung, wenn sie überhaupt in die Lage käme, sich nicht für befugt erachten, die verfassungsmäßigen Formen zu verletzen.

Im **preußischen Abgeordnetenhause** wird heute die überaus wichtige Entscheidung über die **Synodalordnung** fallen, die zur dritten Lesung kommt. In der zweiten stimmte die gesammte Linke bis zu den Freiconservativen, diese mit eingeschlossen, also die evangelische Mehrheit des Hauses, gegen die bedenklichen Bestimmungen; die Majorität kam nur durch Hinzutritt der Katholiken der Centrumspartei und der Polen zu den die evangelische Minderheit darstellenden Deutschconservativen zu Stande. Die vier Stunden währende Debatte über § 1 gab einen Vorgeschmack des „kirchlichen Friedens", den dieses Gesetz nach der wiederholten Erklärung des Cultusministers Bosse, der seine Rede sogar schriftlich fixirt hatte, herbeiführen soll. Abg. Stöcker kündigte unmittelbar nach dem Minister in herausforderndem Tone an, wenn das Bedürfniß sich herausstelle, würde die Generalsynode („wir", sagte Herr Stöcker) weitere Freiheiten verlangen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Vorlage in der in zweiter Lesung beschlossenen Fassung Gesetz wird, alsbald der Versuch unternommen werden wird, das Wahlrecht in der Gemeinde und das Gelübde zu beschränken, ohne im Uebrigen die „Ungläubigen" an der Bezahlung der Kirchensteuern zu hindern. Herr Stöcker fragte auch ganz naiv, wo es denn vorkomme, daß die Majorität von ihrer Macht keinen Gebrauch mache. Gerade sein Auftreten und die leidenschaftliche Erregung, die es hervorrief, scheinen aber doch einen gewissen Eindruck auf die Regierung gemacht zu haben. Wenigstens wird dem „Hamb. Corr.", der nicht selten zu officiösen Kundgebungen benutzt wird, von „gut unterrichteter Seite" geschrieben:

„Wenn die ziemlich unveränderte Annahme der Novelle zu den das Verhältniß des Staates zu der evangelischen Landeskirche der acht älteren preußischen Provinzen regelnden Gesetzen im Abgeordnetenhause naturgemäß an sich der Staatsregierung zur Befriedigung gereicht, so ist das Gleiche doch keineswegs betreffs der begleitenden Umstände der Fall. Die Art, wie der Hofprediger a. D. Stöcker am Sonnabend für die Vorlage im Abgeordnetenhause eintrat, mußte schon im Interesse der von der Staatsregierung verfolgten friedlichen Ziele nichts weniger als angenehm berühren. Auch vom allgemein politischen Standpuncte kann der scharfe Zusammenstoß zwischen Conservativen und Nationalliberalen, wie er namentlich in der Commission und bei der zweiten Lesung im Plenum stattfand, nur unerwünscht sein. Endlich kann es auch nicht gleichgültig sein, daß in dem Gesetze Bestimmungen enthalten sind, die von der Mehrheit der evangelischen Mitglieder abgelehnt und nur durch die Stimmen des Centrums aufrecht erhalten werden. Und die hieraus sich ergebenden Bedenken werden auch nicht vollständig durch den Umstand behoben, daß das Gesetz im Ganzen die Zustimmung der Mehrheit der evangelischen Mitglieder des Abgeordnetenhauses findet. Gerade im Interesse der friedlichen Wirkung des Gesetzes ist von der Staatsregierung großer Werth auf die Zustimmung einer möglichst großen Zahl evangelischer Abgeordneter gelegt worden. Es ist daher erklärlich, daß der Cultusminister, wenn er auch natürlich formell an seiner Vorlage festhielt, deutlich genug zu erkennen gab, daß es der Staatsregierung erwünscht sein würde, daß durch Annahme der freiconservativen Anträge der Gegenstand des Streites wenigstens für den größten Theil der Abgeordneten beseitigt und die Grundlage für eine weitgehende Verständigung gewonnen werde. Wenn bei der Vorbereitung der Gesetzesvorlage bereits zu übersehen gewesen wäre, daß bei Aufrechterhaltung der landesgesetzlichen Bindung für alle Wahlrechtsbestimmungen ein so scharfer Widerstreit der Auffassungen, wie er jetzt sich zeigt, hervortreten würde, so würde man sicher bestrebt gewesen sein, diesen Anstoß zu vermeiden und die Vorlage in den strittigen Puncten so zu gestalten, daß diese auch in gemäßigt-liberalen Kreisen Zustimmung gefunden haben würden."

Kommt diese Auslassung wirklich von einer dem preußischen Ministerium nahestehenden Seite, so steht der klerikal-conservativen Mehrheit des Abgeordnetenhauses wahrscheinlich heute eine sehr unliebsame Ueberraschung bevor. Sicher kann man sich freilich nicht darauf verlassen, denn es giebt zur Zeit kaum etwas Unsicheres, als Schlüsse aus wirklich oder anscheinend officiösen Kundgebungen auf Beschlüsse der preußischen Regierung.

Der **belgische** Ministerpräsident hat kürzlich in der Kammer deutlich die Absicht durchblicken lassen, das staatliche Schulwesen in Belgien gänzlich durch Privatschulen zu ersetzen, d. h. es dem Ultramontanismus völlig preisgeben, falls die Klerikalen in der neuen Kammer über die Mehrheit verfügen sollten. Man kann diese Offenherzigkeit der Regierung nur anerkennen, denn jetzt wissen die Liberalen wenigstens, was sie erwartet, wenn sie das Ministerium de Burlet zu einem neuen Siege gelangen lassen. Die neue Wählerschaft dürfte in der Schulfrage ebensowenig mit der Regierung übereinstimmen, als in der Schutzzollfrage, und es hat allen Anschein, als ob die Klerikalen mit diesen beiden Fragen ein recht unglückliches Wahlprogramm aufgestellt hätten. Ueberhaupt gehen im klerikalen Lager seltsame Dinge vor. So hat dieser Tage in Lüttich eine katholisch-socialistische Versammlung unter dem Vorsitz des Abbé Pottier stattgefunden, worin die Socialdemokratie einfach verherrlicht wurde. Bischof Doutreleux von Lüttich ist vergebens gegen diese neueste Ausgeburt der katholischen Demokratie eingeschritten, indem er das Treiben des Abbé Pottier verurtheilte. Wenn die Bischöfe selbst im klerikalen Lager kein Gehör mehr finden, so muß es mit der Einigkeit daselbst sehr schlimm bestellt sein. Inzwischen mahnt die an der Eingangsthür der St. Jacobskirche in Lüttich explodirte Bombe von neuem daran, welche Früchte aus der Saat und Pflege socialrevolutionairer Ideen erwachsen. — Erfreulich ist, daß Belgien energisch gegen den Zweikampf vorgeht. Schon das neuerlassene Wahlgesetz entzieht auf lange Jahre allen Denen das Stimmrecht, welche wegen eines Zweikampfes, sei es als Theilnehmer, sei es als Zeugen, verurtheilt worden sind. Der Senat hat im Einklange mit der Regierung ein neues Gesetz angenommen, welches den Zweikampf und alle daran Betheiligten, wie die sich damit befassende Presse mit hohen Gefängniß- und Geldstrafen belegt. Der von der Kammer zur Vorberathung eingesetzte Ausschuß hat das Gesetz angenommen, aber die meisten Strafen wesentlich erhöht. So werden Zeitungen, welche ihre Spalten für einen Zweikampf hergeben, nicht mit 500 Frcs., sondern mit 3000 Frcs. Geldstrafe, Zeugen des Zweikampfes mit 2 Monaten bis zu 2 Jahren Gefängniß und 200 bis zu 1000 Frcs. Geldstrafe, Aufbeher zum Zweikampfe mit 6 Monaten bis zu 5 Jahren Gefängniß belegt. Es ist nicht anzunehmen, daß alle Strafverschärfungen zur Annahme gelangen, aber es ist zweifellos, daß das neue Gesetz zu Stande kommt und die Duellwuth eindämmen wird.

Abermals hat ein **französisches** Schwurgericht einen Apostel der „Religion" des Anarchismus zum Tode verurtheilt: Auch Emil Henry's Haupt, des Urhebers der furchtbaren Explosion in der Rue des Bons Enfants, ist dem Henker verfallen. An der Bestätigung des Urtheils, sowie an dessen alsbaldiger Vollziehung erscheint ein Zweifel um so weniger gestattet, als das herausfordernde Gebahren des Verbrechers im Gerichtssaal, wie auch im Gefängniß La Roquette, wohin er alsbald überführt worden, jede Milderung der erkannten Strafe zu einem verhängnißvollen Fehler stempeln müßte. Eine Anwandlung von Schwäche den mordwüthigen Bestien gegenüber könnte über Frankreich das staatliche und bürgerliche Chaos heraufbeschwören. Diese Verantwortung kann und wird kein Ministerium, kein Präsident der Republik übernehmen wollen, daher die Ziehung der aus dem Todesurtheil sich ergebenden Consequenzen sich nur als das Gebot der zwingenden Staatsraison hinstellt. Der „Temps" hebt mit Recht hervor, daß der von Henry zur Schau getragene Fanatismus einen anderen Charakter zeige, wie derjenige Ravachol's und Vaillant's. Während diese Beiden erklärten, daß sie die bürgerliche Gesellschaft nur erschrecken wollten, erklärte Henry cynisch, daß er tödten, nur tödten wollte, und zwar so viele Bourgeois, wie nur möglich. Er führte aus, daß nach seinen Berechnungen die Bombe derartig construirt gewesen sei, „daß er auf fünfzehn Todte und einige zwanzig Verwundete rechnen konnte." Und als der Schwurgerichtspräsident ihn fragte, weshalb er denn geflohen sei, erwiderte der Verbrecher, daß er dies lediglich deshalb gethan habe, um so bald wie möglich von Neuem beginnen und eine noch größere Zahl von Bourgeois vernichten zu können. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Henry nicht etwa durch die Noth zu seinem anarchistischen Treiben veranlaßt worden ist, vielmehr war es ihm seinem Bildungsgange gemäß sehr wohl möglich, eine einträgliche Stellung zu behaupten. Bei der Verhandlung dachte er immer nur an die theatralische Wirkung seiner Haltung, Geberden, Worte. Er hatte sichtlich den Wunsch, vielleicht sogar die Hoffnung, für die Unsterblichkeit zu posiren. Er wollte im Andenken der Menschen als ein großes, unheimliches Räthsel, als ein stetiges Ungeheuer leben. — Freilich, es ist kein Wunder, daß im Hirn solcher Theoren der politische Wahnwitz an Stelle des vernünftigen Denkens tritt, wenn die zersetzenden Ideen eines Ravachol sogar schon den Mechanismus der französischen Staatsmaschine anzufressen vermochten. Leider beschränkt sich ja die Anarchisirung des französischen Ministerialbeamtenthums keineswegs auf den im Kriegsministerium beschäftigt gewesenen Henion. Unter den am Freitag verhafteten Anarchisten soll sich, wie eine bereits telegraphisch mitgetheilte Pariser Meldung der „Post" besagt, ein weiterer Ministerialbeamter befinden. Wenn aber schon die Ministerialbureaux von der Seuche ergriffen sind, so gestattet das einen bedenkenerregenden Rückschluß auf die niederen Staats-

Feuilleton.

Im feindlichen Leben.

4] Roman von J. Schwabe.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Und ihre meerblauen Augen blitzen, als seien sie tiefschwarz, ihre Wangen glühen vor Erregung im tiefsten Roth, die vollen Lippen bleiben noch halb geöffnet nach der hastig hervorgestoßenen Frage — Fräulein Hochheim aber hört sie längst nicht mehr; sie ist geräuschlos und ohnmächtig auf ihrem Sitz zusammengesunken.

Rose ist zu Tode erschrocken. Was ist geschehen? — Was soll sie thun? — Kein Wasser in der Nähe, der Ohnmächtigen die Schläfen zu netzen! Kann sie sie allein lassen, wenn sie Hilfe holt! Wird sie sie bis ins Krankenhaus tragen können? — Da schlägt sie müde die Augen wieder auf und tiefaufseufzend sagt sie: „O, warum sind Sie so hartherzig? Warum sind alle tugendhaften Menschen so hart?!"

Rose ist aufs Höchste verwundert. „Hart hat mich noch Niemand genannt, und für besonders tugendhaft habe ich mich auch noch nicht gehalten, aber heftig und über Dinge, die meine Ehre anzugreifen scheinen, gleich empört, das bin ich oft, das bin ich eben auch gewesen, und es ist mir bitter leid, daß ich Sie so erschreckt habe. — Wer immer, oder doch die längste Zeit seines Lebens im trauten Familienkreise verbrachte, wo die Schroffheit der Charaktere sich aus Liebe zu den Familiengliedern abschleift, hat vielleicht kein Verständniß für ein Wesen, das sich seit früher Jugend fortwährend im Kampfe befand — Sie aber könnten es nun doch schon erfahren haben. Ein Mädchen, welches allein draußen im feindlichen Leben steht, hat sich gewöhnlich gegen so Vieles zu wehren, daß die Liebenswürdigkeit darüber Schiffbruch leidet. Man hat nur immer darauf zu achten, daß man nicht zertreten wird; man hat gar keine Zeit, die Liebenswürdigkeit zu pflegen, es kommt gar kein Gedanke daran auf."

„O, nicht doch, nicht doch", entgegnete Dora leise und matt, „das Alles meinte ich nicht. Sie thaten nur eine Aeußerung, das klang so hart, das that so weh!"

„Ja, aber welche denn? Ich weiß kaum noch, was ich in meiner Empörung Alles herausgesprudelt!"

„Lassen Sie nur! Grämen Sie sich nicht! Sie wollten mir ja nicht wehe thun! Sie können ja nicht wissen —."

„Möchten Sie mir nicht sagen, was Sie drückt?" fragte Rose so sanft als möglich.

„O, nichts, es ist nichts; Sie würden mich doch nicht verstehen!"

„Aber ich würde es versuchen."

„Ich kann nicht — noch nicht — heute nicht."

„Vertrauen läßt sich nicht erzwingen", dachte Rose ein wenig unmuthig und ließ ihre Blicke von der sich langsam emporrichtenden Dora sinnend zu ihrer nächsten Umgebung schweifen, und wie sie plötzlich aufsah, schaute sie ganz bestürzt in ein paar ernste, braune Männerangen, die mit einem Gemisch von Verwunderung und Behagen an ihrer schönen Gestalt hafteten.

Unwillig über diese Störung wandte sie sich hastig ab, in der Hoffnung, daß der unliebsame Lauscher sich entfernen werde, Dora aber folgte unwillkürlich dem Blick ihrer Augen und hatte nicht sobald die hohe stattliche Gestalt in der kleidsamen Uniform bemerkt, als sie sich auch hastig erhob und sichtlich erfreut ausrief:

„Erwin, Du?!"

5.

„Erwin, Du?" Bei dem freudigen Klang dieser Worte zieht sich Rose ganz erschreckt in den tiefsten Schatten des Baumes zurück. Warum so bestürzt und verschüchtert? Sie weiß es selbst nicht und es ist einfach lächerlich. Ist dies der erste Officier, der in ihren Gesichtskreis tritt? Wo ist ihr Stolz, ihr hoher Begriff von Menschenwürde? Hat sie sich bisher nicht für ebenso viel werth gehalten, wie viele höher stehende Menschenkinder und hat sie sich nicht längst daran gewöhnt, die ganze Menschheit nur als Publicum zu betrachten? Im Geschäft ist es ihr doch höchst einerlei, ob sie einen Prinzen, oder einen Grafen, oder — einen Schusterjungen zu bedienen hat! Nur daß die Schusterjungen nicht oft zu Conrad Haspe kommen! Und die Prinzessin und die Geheimräthin und die Frau Generalin so und so — ist sie sich ihnen gegenüber immer als solch eine kleine Null vorgekommen? — Sie muß wirklich lächeln, aber — sie ist gar so sehr erschrocken! Ihr Herz klopft heftig! Zuerst dieser Aerger, dann Dora's sonderbarer Zufall und nun diese Ueberraschung! Für Dora wenigstens scheint sie angenehm zu sein, diese Ueberraschung; sie ist wie völlig umgewandelt, sie lacht sogar! Rose weiß gar nicht, was sie über den jähen Wechsel denken soll; oder — weiß sie doch, was sie darüber denken soll?

„Das ist aber wirklich reizend, mein alter Erwin", plaudert Dora ganz heiter — „wie kommst Du nur hierher?"

„Auf einer Dienstreise, sehr einfach", antwortet er ebenso heiter und seine Blicke gehen suchend an Dora vorbei. Dora bemerkt es und lächelt, während er fortfährt: „Und gerade gestern Abend bekam ich Deine Adresse! Ich beschloß deshalb sogleich, einmal in A., mich auch gleichzeitig nach meiner schönen emancipirten Cousine umzusehen und erlaubte mir in Eurem Geschäft nach Dir zu fragen. Diese verwunderten, spöttischen, fragenden Blicke aus Aller Augen! Fast muß man fürchten, eine junge Dame zu compromittiren, wenn man nach ihr fragt! Ich nannte dem Herrn Chef deshalb meinen Namen und sagte, daß ich Dein Vetter sei, aber es war mir doch nicht möglich, das Mißtrauen ganz und gar zu beseitigen. Du bist doch sehr thöricht, mehr als thöricht, liebe Dora, in solcher Sphäre auszuhalten!" — Er sagte es tiefernst, sie aber entgegnete rasch:

„Lasse das, Erwin, bitte — mir ist die Sphäre gleichgiltig ... Aber, wie fandest Du uns schließlich?"

„Sie sagten mir, daß Ihr im Maria-Hilfgarten spazieren ginget. Da suchte ich diesen Garten und eine weithin schallende klangvolle Stimme, die zürnende Worte über Männer und Liebe sprach, lockte mich hierher. Ich sah in ein paar flammende, gleichsam funkensprühende Augen und ich sah etwas später meine schöne Cousine im Hintergrunde wie aus einem tiefen Traum erwachen — konntest Du schlafen, Dora, bei solch' einer donnernden Predigt?" Und wieder suchten seine Augen die schlanke Gestalt, die so still wartend unter der blühenden Kastanie stand und mit leicht abgewandtem Blick in das grüne Blättergewoge über ihr sah.

„Ja, das war Rose", lachte Dora. „Aber Kind, warum bleiben Sie denn so gar bescheiden im Hintergrunde?

Da trat sie mit einer fast linkischen Verbeugung in den hellen Sonnenschein hinaus.

Wo sind die flammenden Augen geblieben? Ganz scheu nur lugen sie unter den langen Wimpern hervor, öffnen sich langsam nach und nach und wagen es endlich, ernst prüfend in sein lustgebräuntes Antlitz zu schauen.

Er gleicht Dora sehr, nur ist er lange nicht so dunkel als sie. Braun die Augen, braun das Haar und der lange, kräftige Schnurrbart; ein wenig hochmüthig findet sie sein Gesicht, ein wenig herablassend den Ton seiner klangvollen Stimme, welche doch nach Dora's förmlicher Vorstellung ganz freundlich sagt: „Meine Cousine hat mir schon von Ihnen geschrieben, Fräulein!"

Darüber war sie sehr verwundert. „Aber wie konnten Sie denn —" wandte sie sich ein wenig stockend an Dora — „kennen Sie mich doch kaum!"

Aber sie schrieb mir doch von Ihnen, mein Fräulein — ja, mir schriebst Du doch, Dora? — Von Ihrem siegbaften Wesen schrieb sie, von Ihrer prachtvollen Stimme, von Ihrem energischen Charakter und von der Freundlichkeit, mit welcher Sie sich Anderer annehmen — meiner Cousine zum Beispiel, welche diese Freundlichkeit sehr zu schätzen weiß." Hatte er anfangs leicht und heiter gesprochen, so daß Rose nahe daran war, Alles für Spott zu nehmen und sich ernsthaft zu empören, so schloß er doch in so ernstem Ton und mit solch einer verbindlichen Verbeugung, daß Rose abermals ganz verwundert zu Dora hinübersah.

„Ja, Kleine, ich konnte es mir nicht versagen, ihm eine Beschreibung von Ihnen zu liefern. Schauen Sie nicht so finster drein und seien Sie mir nicht böse deshalb! Sie haben mir gar zu gut gefallen vom ersten Tage an. — Und ich freue mich, daß Sie ihn nun auch gleich zu sehen bekommen. Er ist ein ehrenhafter, tüchtiger Mensch, Rose, wenn er auch noch einige wenige, mittelalterliche Vorurtheile in seinem, sonst ganz gescheidten Kopfe hat — Sie brauchen ihn nicht in Ihrer gewohnten, mißtrauischen Weise zu betrachten und —"

„Les amies de mes amies sont mes amies —" unterbrach er sie scherzend und reichte Rosa vertraulich die Hand.

Zögernd nur legte Rose zwei Fingerspitzen hinein. „Sie sind ja ganz verwandelt, Kind", verwunderte sich Dora, „und vorhin erst haben Sie mir feierlich erklärt, meine Freundin sein zu wollen!"

Rose lächelte — brauchte sie denn noch eine Freundin? War die strenge, ernst verschlossene Dora nicht selbst ganz verwandelt?

„Ich glaube, wir müssen zur Stadt zurück" sagte Rose fast beklommen, „es ist schon spät."

„Wird Herr Haspe schelten, wenn es zu spät ist?"

„Gewiß, und Madame noch mehr."

„Und wenn man uns hier sehe mit einem Officier plaudern!" fügte Dora spottend hinzu.

„Das wäre natürlich eine große Sünde!" lachte der Herr Hauptmann.

„Ja, Kind, da müssen wir denn schon nach Hause gehen", seufzte Dora. „Jedenfalls aber bin ich aufrichtig froh, daß ich Sie wenigstens in dem „Zu Hause da" gefunden!"

SLUB
Wir führen Wissen.